

Deutscher Spuk

Ausstellungen Der Fotograf Andreas Mühe beharrt darauf, kein Künstler zu sein, doch er zeigt, was Bilder leisten können. Seine Aufnahmen beleuchten eine schaurige Gegenwart. Ein Atelierbesuch.

Das Foto mit „dem Alten“, wie Andreas Mühe seinen Vater nennt, will er in seiner Ausstellung weit oben anbringen, der Mann solle alles im Blick haben. Doch die Blickrichtung wird natürlich eine andere sein – die Besucher werden sich eher nach ihm verrenken.

Die Aufnahme, die sie sehen, zeigt allerdings kein Gesicht, keinen Körper im herkömmlichen Sinn, sondern ein Abbild aus Ton, monochrom wie eine antike Totenmaske, nur die Augen leuchten gepenstisch blau.

Dieser Vater, der Schauspieler Ulrich Mühe, ist vor zehn Jahren gestorben, im Juli 2007, und doch so präsent im Leben des Sohnes. Auch im Land erinnern sich viele an den Ausnahmedarsteller, der die Hauptrolle im oscarprämierten Film „Das Leben der Anderen“ spielte. Im Haus der Photographie in den Hamburger Deichtorhallen, wo die Schau des Sohnes in der nächsten Woche beginnt, dürfen die Gäste einen Hochsitz für Jäger erklimmen, sie sind dann fast auf Augenhöhe mit diesem Vaterbild.

Das alles wirkt wie die Überwindung eines Traumas mit schwarzem Humor, mit makabren Mitteln. Darf man das?

Und genau das ist eine Frage, die Mühe mit seinen Arbeiten so oft provoziert. Er hat diese eigenwillige Bildrhetorik entwickelt, diesen Mühe-Stil. Da ist diese rumorende Glätte seiner Ästhetik. Personen wirken oft statisch, erstarrt auch, werden zu irritierenden Denkmälern. Und das Bild des Toten da oben ist die Steigerung von alldem.

Mühe ist ein freundlicher Typ, man kommt leicht mit ihm ins Gespräch, aber er ist ganz sicher keiner, der zu viel verrät, auch nicht in seinen Aufnahmen. Nach seiner Familie wird er oft gefragt, auch nach den tragischen Entwicklungen, nach den frühen Todesfällen etwa, nach Zerwürfnissen, so als sei das erlaubt, weil einige Mitglieder in der Öffentlichkeit standen und stehen (wie seine Halbschwester, die Schauspielerin Anna Maria Mühe), weil er sich selbst längst einen Namen gemacht hat. Mühe aber erfüllt Erwartungen immer nur scheinbar und demonstriert so, wie fragwürdig diese sind. Mit dieser Methode ist er weit gekommen.

Seine Ausstellung in Hamburg klemmt zwischen den Megaveranstaltungen des Jahres: Biennale in Venedig, Documenta in Athen und Kassel, Großmessen in New York und Basel, vieles mehr. Alle sprechen

vom Kunstsommer des Jahrzehnts. Andere hätten Sorge, bei diesem Überangebot nicht wahrgenommen zu werden, er denkt darüber nicht einmal nach. Muss er auch nicht, es gibt diese Neugier auf seine Bilder, von denen der berühmte belgische Maler Luc Tuymans einmal anerkennend feststellte, sie säßen einem im Nacken.

Mühe, 37 Jahre alt, hat bei namhaften Fotografen gelernt, machte sich selbstständig, arbeitete viel für Zeitungen, Magazine, auch den SPIEGEL, gewann Preise. Längst wird er von einer Galerie vertreten, und nach Leuten wie Andreas Gursky und Wolfgang Tillmans haben es nur wenige geschafft, mit fotografischem hierzulande so viel Beachtung zu finden wie er. Doch er sagt mit seinem leicht berlinerischen Tonfall, „ich bin kein Künstler, ich bin Fotograf“. Die Gegenwartskunst lässt er sogar eher blass aussehen.

Sein Arbeitsplatz befindet sich auf einem sanierten Fabrikgelände in Berlin-Pankow. An der Tür zu Mühes Studio ein Aufkleber mit dem Schriftzug „Karl-Marx-Stadt“, der Stadt, in der er 1979 zur Welt kam und die längst wieder Chemnitz heißt. Drinnen eine Schultafel und darüber ein Porträt von Erich Honecker, ein weiterer Verweis auf das Land, in dem er Kind war. An der Tafel selbst haften kleine Repro-

duktionen der Bilder, die er in Hamburg zeigen will. In der Gesamtheit ergeben sie eine beklemmende Bestandsaufnahme seines Landes, er selbst spricht von einem „kruden Deutschlandbild“ und meint, die Zuschauer würden von der Zusammenstellung „wahrscheinlich erschlagen werden“.

So, wie er es sagt, klingt es ein wenig nervös und zugleich erwartungsfroh.

Einige Aufnahmen sind vor längerer Zeit für Zeitungen und Zeitschriften entstanden. Da sind: Fotos von der Verlegerin Friede Springer, von Thilo Sarrazin, dem ehemaligen Bundesbanker und Überfremdungspolemiker, der Badezimmerschlappen an den Füßen trägt. Außerdem: der umstrittene Rapper Bushido vorm Weihnachtsbaum, sehr melancholisch. Studien vom Ex-DDR-Politiker Egon Krenz (Hecke schneidend) und vom Maler Gerhard Richter (durchs Atelier schreitend); der eine wollte den Osten des Landes führen, der andere hat ihn früh verlassen.

Natürlich kommt Mühes bisher wohl bekannteste Serie „Obersalzberg“ vor, die eben doch Konzeptkunst im weitesten Sinn ist. Sie setzt sich zusammen aus Ansichten landschaftlicher Größe, Ansichten auch von Gartenstühlen alter Machart und von schwarzen Lederhandschuhen. Enge Freunde haben sich für ihn NS-Uniformen angezogen und dann vor der Kamera auch ausgezogen, damit der Betrachter am nackten Körper, wie er mal sagte, etwas über das Thema Haltung lerne. Er manipuliert die Manipulationen von einst, um sie zu verdeutlichen, all die Bilder vom Narzisstischen der Nazis. Solches Reenactment betreibt er auch mit Bergen und Bergseen. Zu dieser opulenten Grotteske gehört ein Mann, der an Hitlers Reichsmarschall Hermann Göring erinnern soll und draußen in der Natur mit Riesenfotoapparat eine Art Selfie versucht. Und wieder schwingt die Frage mit, darf man das, darf man darüber echt lachen?

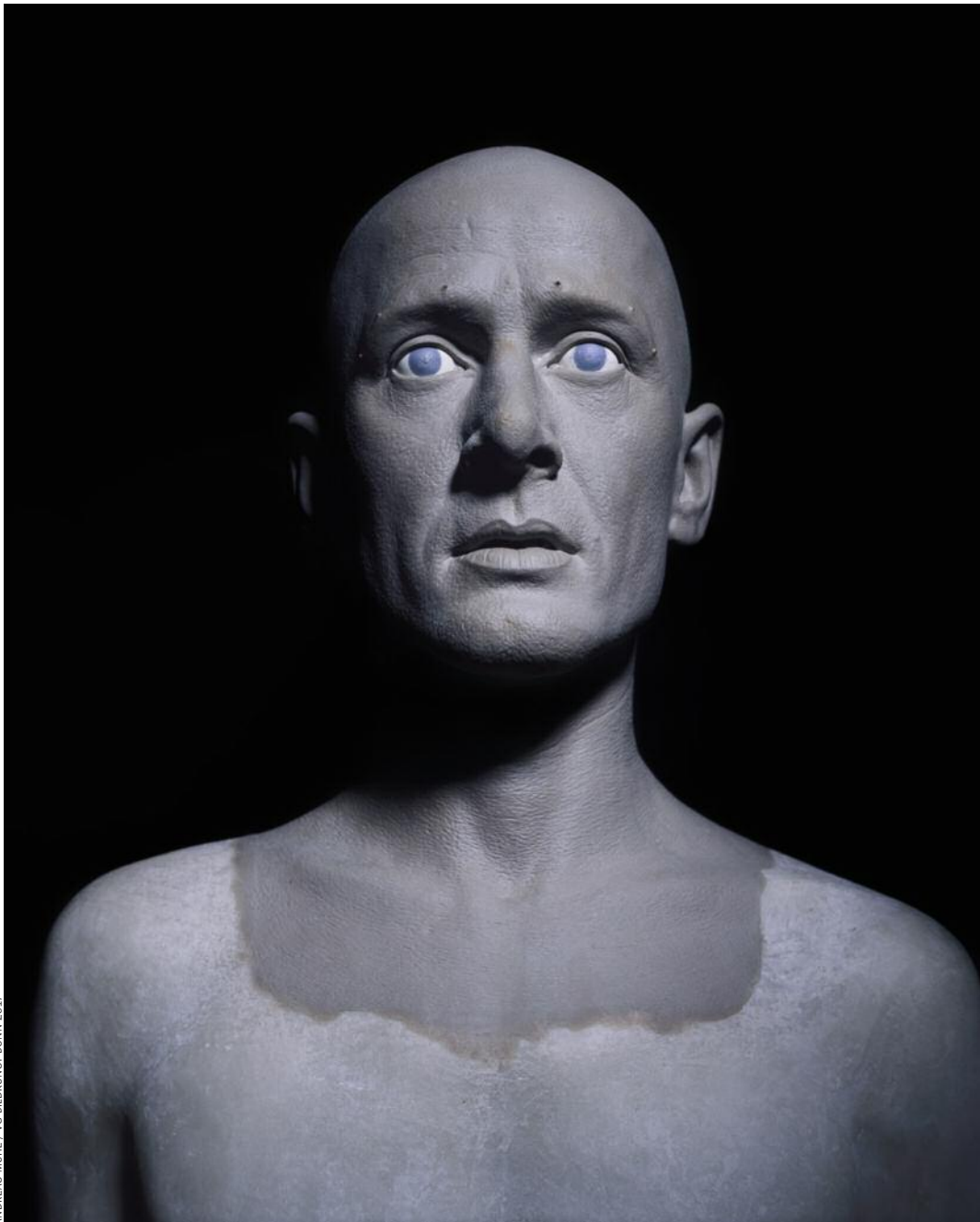
Bei solchen Interpretationen scheint ebenso durch, dass die Aufarbeitung des Nationalsozialismus mit den Mitteln der Kunst auch schon gut 50 Jahre betrieben wird. Die Faszination der bösen Mythen und Bilder ist aber nicht kleiner geworden. In unseren Köpfen sind die Inszenierungen von einst auf eine eigentümliche Weise noch Gegenwart. Man müsse nur eine rote Armbinde sehen, schon laufe im Kopf ein Film an, sagt er. Und das alles muss stimmen. Er wird mit jedem Bild, das er herauslässt, und sei es noch so skurril oder heikel,



Fotograf Mühe

„Ein Stückchen auf der Mauer getanzt“

HERMANN BREDEHORST / DER SPIEGEL



ANDREAS MÜHE / VG BILDKUNST BONN 2017

Mühe-Aufnahme „Puppe Ulrich I“, 2016

Die Besucher werden sich den Kopf verrenken

bis zum Ende seiner Karriere leben müssen. Was er macht, nimmt er ernst, er ertrage, sagt er, Fotos auch nur in dieser ihm eigenen Präzision.

Exakt ausgeleuchtet hat er auch das Jagdhaus Wildfang, in das sich Erich Hoenecker so gern zurückzog, um von dort aus auf die Pirsch zu gehen und die DDR zu regieren. Es liegt in der Schorfheide, die schon bei preußischen Regenten und später bei den Nazis beliebt war. Mühe kombiniert sie mit Fotos von Tierkadavern, die er unter anderem in Leuchtkästen präsentieren wird. Manches Wild war, bevor er auf den Auslöser drückte, gerade erst von Jägern geschossen worden, das Blut frisch-

rot, das Fell wie verschwitzt. Anderes hängt ausgeweidet in der Kühlkammer. Mühe sagt beiläufig, das Jagdgesetz in Deutschland sei im Grunde noch das von Göring. Dann, wieder so eine scharfkurvige Abzweigung, die Bilder mit dem Titel „Wald“, die an die Wege der Flüchtlinge erinnern – und an das biblische Thema der Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten.

So wird seine Ausstellung auch zum Bilderrätsel, zu einem Netz aus Zeitschleifen und Assoziationen. Über allem schwebt also der Vater, aber auch Angela Merkel hängt hoch.

Eine Zeit lang galt Mühe als bevorzugter Porträtist der Kanzlerin, als eine Art mo-

derner Hofkünstler, er hat sie tatsächlich oft für Magazine fotografiert, sie vertraute ihm in dieser Hinsicht wohl. Dann aber ließ er sie doublen, und zwar von seiner Mutter, der Theaterintendantin Annegret Hahn. Sie war in verschiedenen Situationen von hinten zu sehen, saß meistens im Auto, dem „Dienstwagen“. Draußen vor dem Fenster verschiedene deutsche Landschaften, die Kreidefelsen, der Rhein, die Zugspitze. Dort, vor der Erhabenheit der Berge, hält sie einen Becher in der Hand, einen sogenannten Trinkdeckel, die dazugehörige Thermoskanne dürfte nicht weit sein.

Eine Kunstzeitschrift publizierte die Serie mit dem Titel „A. M.“ 2013, bewarb



ANDREAS MÜHE / VG BILDKUNST BONN 2017



ANDREAS MÜHE / VG BILDKUNST BONN 2017

Mühe-Fotos „Honecker Jagdkammer II“, 2016, und „Viktoriasicht am Kreidefelsen“, 2013

Rumorende Glätte fürs „krude Deutschlandbild“

diese „Deutschlandreise“. Die echte Merkel war wohl irritiert, ließ sogar übers Bundespresseamt dementieren, dass es sich um sie handle. Mühe sagt, er habe auch früher nicht zum Hörer gegriffen und die Kanzlerin angerufen, so sei das Verhältnis natürlich nie gewesen, aber er merke, dass es sich nach dieser Aktion abgekühlt habe.

Ein Versöhnungsangebot ist diese Schau nicht, für keinen der gezeigten Protagonisten. Mühe entscheidet selbst über die Anordnung der Bilder, und er wird ein Porträt von Merkel gegenüber einem von Helmut Kohl positionieren, er lässt das Wort „Vatermord“ fallen und will auch daran erinnern, dass sie ihrem Vorgänger als Kanzler nicht so unähnlich ist in dieser Ausdauer beim Machterhalt.

Als Kind hat Mühe viel Zeit an Theatern verbracht. Er erinnert sich ans Warten, an die Langeweile, trotzdem habe ihn das Theater, das Theatralische mehr geprägt, als er sich lange habe eingestehen wollen. Der Betrachter soll verstehen, dass die Welt von Inszenierungen zusammengehalten wird, da sind die der Politik und da sind die der Kunst, die im besten Fall mehr Wahrheithaftigkeit in sich tragen als die Realität.

Noch eine Zuspitzung: Im Bildband zu seiner Schau finden sich keine der üblichen Katalogtexte. Stattdessen hat er seine Fotos ausgewählten Textstellen aus Florian Illies' Buch „1913“ gegenübergestellt. Illies, der auch Kunstexperte ist, hat ein Vorwort für die Publikation Mühes verfasst und schreibt begeistert von dessen

„flackernder Bilderflut“. Der Fotograf wiederum sagt, für ihn sei 2017 das neue 1913, ein Jahr, in dem sich etwas zusammenbraue. Und vielleicht ist jemand wie er, der Brüche und Umbrüche erlebt hat, besonders helllichtig. Schließlich war er Kind in einem Staat, in dem die Regierung auch nur eine schlechte Show ablieferte. Als er zehn Jahre alt war, verwandelte sich das Land in eine bloße Erinnerung. Er habe, das will er am Abend der Vernissage in seiner Rede sagen, „ein Stückchen auf der Mauer getanzt, als sie fiel“, seither sei in seinem Leben ein „Hauch von Dialektik“.

Auch seine Familie war nie so statisch, wie es seine Bilder eben mit voller Absicht sind, weil sie durchaus etwas festhalten wollen. Sein Vater Ulrich Mühe und dessen zweite Frau Jenny Gröllmann galten als Schauspieler-Traumpaar der DDR, später warf er ihr vor, für die Stasi spioniert zu haben. Sie widersprach. Auch sie lebt nicht mehr, und Andreas Mühe wird sich den Toten aus seiner Familie widmen, in einer anderen Ausstellung, mit anderen Werken, wohl im kommenden Jahr.

Man kann keinen Menschen von den zeithistorischen Umständen trennen, darum geht es auch, es gibt im Fall der Mühes darüber hinaus diese aktive Verzahnung. Bei den Veranstaltungen rund um die legendäre Demonstration 1989 in Ostberlin hat Ulrich Mühe mutig aus den Memoiren des unbeugsamen Dramaturgen und Verlegers Walter Janka vorgelesen, der nicht nur von den Nazis verfolgt worden, sondern auch in der DDR politischer Häftling

im Gefängnis gewesen war. „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ heißt das Buch.

Viele haben versucht, die Bilderwelt von Andreas Mühe zu deuten, letztlich erzählen sie diese Wahrheit: Das Leben schreibt die schlimmsten Geschichten, und daraus entsteht Historie.

In einem Seitenkabinett der Deichtorhallen will Mühe eine Abfolge von 37 fotografierten Weihnachtsbäumen unterbringen. Jeder Baum ist anders geschmückt, jeder steht für ein Jahr seines Lebens. Längst feiert er mit seinen eigenen Kindern. Doch das alles ist nicht privat gemeint, sondern allgemein. Jede Familiengeschichte ließe sich über Rituale schildern, über Erinnerungen daran. Man kann sich neben die Weihnachtsbäume seiner Kindheit stellen, man kann sich neben die eigene Gegenwart stellen, alles aus der Distanz betrachten und besser verstehen. Mühe kann das: ins Unterbewusstsein treffen, in das der Menschen und das des Landes.

In Venedig, auf der Kunst-Biennale, versucht sich Deutschland alle zwei Jahre mit großem Pathos zu ergründen, die deutschen Künstler halten sich für die besten der Welt. Vielleicht hilft dieses Jahr ein Abstecher nach Hamburg. Mühes Ausstellung heißt „Pathos als Distanz“, für ihn ist Pathos ein Mittel, falsche Überhöhungen zu korrigieren.

Ulrike Knöfel



Video: Andreas Mühe über seine Fotokunst

spiegel.de/sp202017muehe
oder in der App DER SPIEGEL